

Peter von Matt

Seite 674



Ich bin Ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, Jahrgang 1937. Ich habe Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte studiert, in Zürich und in England, habe mich 1970 habilitiert und wurde 1976 als Ordinarius auf den Lehrstuhl Emil Staigers in Zürich berufen. Als Gastprofessor war ich an verschiedenen Universitäten tätig, u. a. in Stanford, California. Ich habe Bücher geschrieben über Franz Grillparzer und über E. T. A. Hoffmann, über die Literaturwissenschaft und Psychoanalyse, über die Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts und über den Liebesverrat in der Literatur. Neben der berufusüblichen Publikation von Editionen und wissenschaftlichen Aufsätzen habe ich mich in den letzten fünfzehn Jahren auch als Kritiker in verschiedenen Medien betätigt. 1991 erhielt ich von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt den Johann Heinrich Merck-Preis für literarische Kritik und Essay. — Adresse: Deutsches Seminar der Universität Zürich, Rämistr. 74 —76, CH-8001 Zürich.

Ein Traumgedanke: mit einem Buch, das zu zwei Dritteln im Rohmanuskript dasteht, nach Berlin zu kommen und dann hier gelassen zu Ende zu schreiben, von Oktober bis März vielleicht oder auch etwas in den April hinein. Und dann wären immer noch einige Monate, wo man feilen könnte und bereinigen: Adjektive streichen, immer von zweien eins; Helvetismen ausrotten und durch das ersetzen, was das gebildete Deutschland für richtig hält; Anmerkungen erweitern sowohl durch die Weisheit, wie sie einem reichlich beifällt im Gespräch mit den Kollegen, als auch durch jene raffinierten Literaturverweise, die einen so belesen erscheinen lassen, wie man es immer schon gerne gewesen wäre. Und das Kolloquium am Dienstagmorgen, diese zwischen Sauhatz und Lagerfeuer unentschieden schwebende Veranstaltung, man bestreite sie, indem man das zweite Kapitel vorträgt, das längst fertig ist und in runden Gelenken läuft und da und dort mit feinen Pointen glitzert, so daB es den Vertretern der *hard sciences* ein wenig flimmert vor den Augen und sie mindestens so lange zögern, mit der Machete zuzuhauen, bis der große Gong wummert. Und Ende Juni

wäre alles fertig, und man wandelte erlöst durch den Berliner Sommer und unter dem ungeheuren Baumgewoge dieser Stadt dahin, und es duften die Linden, und die Seele genießt alles, selbst den Kitsch dieses Satzes.

Doch da dem nun nicht so ist, läuft einem die Zeit unter den Händen weg, und schon ist Mai und Juni und Juli, und nichts ist fertig. Zwar häuft sich der Papierstoß, aber wie alles enden soll, liegt im Nebel, und grimmig schaut man auf all das Geschriebene: ob aus dem Haufen je was Fertiges wird?

Als ich ankam am 14. Oktober 1992, habe ich mich einen Tag lang eingerichtet und den Tag darauf den ersten Satz geschrieben, von Hand, da ich ein Handschreiber bin, ein Freund der Tinte und der langsam lumpig werdenden Löschpapiere. Und sodann bemühte ich mich, Tag für Tag voranzuschreiben, und heute, am zehnten Juli 1993, halte ich in der Blattmitte von Seite 674, welche imponierende Zahl aufs kläglichste einschrumpft, sobald man sie auf Computerseiten übersetzt.

Das Buch beginnt mit Absalom, dem Sohn Davids, der mit seinem Haar, dem schönsten in Israel, an einer Eiche hängen blieb und kläglich zu Tode kam, als er den Aufstand wagte gegen den gesalbten Vater. Söhnen dieser Art und Töchtern verwandter Beschaffenheit gehe ich nach in der Literatur, der alten und ältesten wie der jüngeren und jüngsten. Soviel zum Thema.

Im Verlauf des Jahres, und also mit notwendiger Unterbrechung der Arbeit am Buch, habe ich aus den Gegenständen und Einsichten, die sich da langsam ergaben, einen Vortrag geschrieben, den ich auch meinem pflichtgemäßen Auftritt am Wissenschaftskolleg zugrunde legte. Überdies entstand so die Werner-Heisenberg-Vorlesung vom 9. März 1993, zu der ich von der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung in München eingeladen wurde. Der Text — „Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Die Familie als Tribunal in der Literatur“ — wird im Dezember im *Merkur* erscheinen. In Berlin hielt ich Gastvorlesungen an der Technischen Universität (13. Mai) und an der Freien Universität (7. Juli). Ich las aus publizierten und unpublizierten Arbeiten in der Autorenbuchhandlung (10. Mai) sowie am SFB 3 (Aufnahme am 22. April in der DAAD-Galerie). Im Vorfeld der umstrittenen Aufführung des Hochhuth-Stücks „Wessis in Weimar“ mußte ich am 7. Februar am Fernsehen eine kritische Stellungnahme zur literarischen Beschaffenheit und Qualität des Werks abgeben. Die Aufnahme des Interviews erfolgte in der Bibliothek des Wissenschaftskollegs. Am 23. und 24. April nahm ich als Kritiker an der Veranstaltung „Tunnel über der Spree“ des Literarischen Colloquiums teil. Am 29. April hielt ich auf Einladung des Rektorats der Universität Zürich die Rede zum Dies Academicus: „Der Traum an der Grenze. Zur literarischen Phantasie in der Schweiz“. Der Text ist sowohl im Jahresbericht der Uni-

versität wie auch in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschienen. Im Magazin der gleichen Zeitung, *NZZ Folio*, Ausgabe Mai 1993, veröffentlichte ich eine essayistische Skizze, zu der mich die unmittelbare Umgebung meiner Wohnung im Grunewald anregte: „Ein reizender kleiner Bahnhof“. Ich versuchte dabei, etwas von der Beklemmung wiederzugeben, die einen erfaßt, wenn man den zierlichen Bahnhof Grunewald sieht und erfährt, daß von hier aus die Berliner Juden zu Tausenden in den Tod abtransportiert wurden. In einem engeren Sinn akademisch war meine Mitarbeit in einer Berufungskommission der Universität Leipzig zur Besetzung eines Lehrstuhls für Germanistik.

Mein Beruf und meine Leidenschaft für die Literatur brachten es mit sich, daß ich in diesen Monaten, wenn immer es möglich war, im Theater saß. Ich habe hier eine Reihe von Aufführungen gesehen, die mir persönlich neue Maßstäbe setzten, Maßstäbe positiver Art insbesondere am Deutschen Theater in Ostberlin — *Nathan, Der Turm, Philotas, Der zerbrochene Krug, Der Wald, Der Pelikan, Das Käthchen von Heilbronn ...* —, einen Maßstab negativer Art auch einmal am Schloßparktheater. Die Aufführung von Grillparzers *Weh dem, der lügt!*, einem Stück voller Witz, Weisheit und Charme, war von dermaßen schauerlicher Dummheit in der intellektuellen Anlage, von so grauenerregender Vertrottelung in Regie, Ausstattung und Darstellerleistung, daß sie auch in der fernsten Provinz nicht untertroffen werden kann. Ich muß das hier feststellen, um meine immer noch fortwirkende innere Lähmung über diese künstlerische Scheusäligkeit zu überwinden. Die vor wenigen Tagen beschlossene Schließung des Schloßparktheaters berührte mich wie das Wirken einer höheren Macht.

Und nun wäre zu reden von der Vielfalt menschlicher Begegnungen am Wissenschaftskolleg. Ich kann diese Dinge aber nicht auf ein paar Sätze bringen, so wie es mir auch unmöglich ist, meine Erfahrung der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit Berlins in diesem bedenklichen Jahr mit ein paar runden Formeln aufzufangen. Ich liebe sehr das Orchideenhaus des botanischen Gartens in Dahlem, und gelegentlich fühlte ich mich an der Wallotstraße in eine Abwandlung davon versetzt. Dann wieder sah ich mich in der alten Villa so heftigen intellektuellen wie zwischenmenschlichen Herausforderungen gegenüber, daß der Vergleich nur noch platt und einfältig erscheint. Was immer ich hier gelernt habe, wie immer ich mich hier verändert habe, was immer mir hier beigebracht und ausgetrieben wurde, ich werde es erfahren an der Art und Weise, wie sich mir die Arbeit in der kommenden Zeit unter den Händen verändert und die Energien der Erinnerung sich auswirken in dem, was ich plane und versuche.

Das letzte Wort — wie könnte man hier ein anderes hinsetzen? — ist Dankbarkeit.